

## SOM 30:

### Viel Wasser, viele Tempel, viele Affen

**Port Moresby liegt schon etliche Stunden achteraus** und vor uns dürfte bald das Feuer von Bramble Key in Sicht kommen. Dieses Leuchfeuer und die kleine Sandinsel, auf der es steht, markieren die Einfahrt in die berühmte Torres-Straße. Wieviele Schiffer und Segler werden dieses Feuer bei Nacht, Regen, Nebel oder auch bei Tage gesucht haben, fluchend, verzweifelt oder hoffnungsfroh. In heutiger Zeit ist es dank GPS gar nicht mehr so wichtig. Und so stört es mich auch nicht weiter, daß es gerade ausgefallen ist. Lediglich mein romantisches Gemüt leidet ein wenig darunter. Aber egal. Ohne Probleme steuert JUST DO IT in die Torres-Straße, und früh am nächsten Tag haben wir das Inselchen Rennel erreicht, wo wir einen Zwischenstop einlegen. Leider sind die australischen Einreise- und Quarantänebestimmungen äußerst rigoros, und so darf ich nicht an Land gehen. Früh am nächsten Morgen breche ich bereits wieder auf, um möglichst viel Strecke bei Tageslicht zurückzulegen. Doch Wind und Strömung spielen nicht mit. Als ich glaube, die schwierigste Am-Wind-Strecke hinter mir zu haben und mich gerade entspannt zurücklehne, schrallt der Wind und ich muß doch tatsächlich aufkreuzen, um die Passage zwischen den Inselchen Bet und Sue zu



erreichen. Das kostet natürlich Zeit. Aber immerhin, wir schaffen es, und von da an gibt es zumindest seglerisch keine Probleme mehr. Die Inselgruppe um Thursday Island herum erreiche ich in der Abenddämmerung und passiere die dortigen Fahrwasser in der Dunkelheit. Doch alles problemlos, denn die Strecke ist ausreichend befeuert. Mitternacht ist schon vorüber, als ich die Torres-Straße endgültig verlasse. Ich feiere das mit einer nächtlichen Duschorgie im Cockpit, denn im Laufe des Tages habe ich bei den vielen Segelmanövern viel Salz abbekommen.

Der Torres-Straße folgt eine lange, windarme Passage. Die täglichen Leistungen schrumpfen und die Wetterberichte verheißen weniger und immer weniger Wind. Irgendwann muß der Diesel ran, doch die Treibstoffvorräte schrumpfen schnell und ich mache mir Sorgen, möglicherweise nach Australien zu müssen, um nachzutanken. Also Motor wieder aus und weiter hartnäckig gesegelt. Die Tage gleichen sich. Brennende Sonne, ruhiges Meer, ein Horizont, den man nur noch ahnen kann. Ab und zu gibt es eine Ablenkung. Zunächst besucht mich Skippy und segelt etwas mit, dann eine neugierige Seeschlange. Sogar ein Thunfisch gesellt sich dazu, der ist aber unglücklich und wird verspeist. Meine Stimmungen schwanken. Die Dieselfrage und mein langsames Vorankommen beunruhigen mich. Irgendwann verheißt die Wettervorhersage in 48 Stunden Wind. Allerdings etwa 200 Meilen weiter westlich. Ich bin hin und her gerissen. Soll ich motoren, um mich in eine bessere Ausgangsposition zu bringen? Oder ist das eine Verschwendung von Treibstoff, denn wer weiß, wie das Wetter wirklich sein wird in 48 Stunden. Schließlich ringe ich mich durch und starte den Motor. Und ich habe Glück. Der Wind kommt, sogar früher und östlicher als ich es auch nur hoffen konnte. Von nun an wird er mich bis Bali nicht mehr verlassen. Dort wartet noch eine weitere Herausforderung: die Lombok-Straße. Über Funk erfahre ich, daß die



vor mir segelnde VERA bis zu sieben Knoten Gegenstrom angetroffen hat. Von einem anderen Boot weiß ich, daß sie sogar abbrechen mußten und nach Cocos Keeling weiter gesegelt sind, da sie sich gegen diese Strömung nicht behaupten konnten. Die Handbücher schweigen sich aus. Das einzige, was eindeutig scheint ist, daß der Strom in der Woche nach Neumond oder Vollmond am stärksten ist. Also jetzt, haha. Im Dunkel einer Nacht schleiche ich mich in den Eingang der Lombok-Straße. Dort drehe ich in Strömungslee des Inselchens Nusapenida bei. Leider mit nur wenig Erfolg. JUST DO IT wird mal nach links, mal nach rechts versetzt, wandernde Stromwirbel erfassen uns,



alles kein Spaß. So dauert es auch nicht lange und ich starte den Motor erneut, denn bei dem zu allem Überfluß abnehmenden Wind komme ich ohne den Jockel garantiert nicht gegenan. Zunächst geht es auch ganz gut, und ich bin gar nicht mehr so weit von meinem Ziel entfernt, als das GPS beginnt, dramatisch abfallende Geschwindigkeit zu zeigen. Zuguterletzt bewege ich mich mehr oder weniger auf der Stelle, und daß, obwohl der Gashebel mittlerweile auf annähernd Vollgas steht und wir mit 7 Knoten durchs Wasser pflügen. Die Motortemperatur steigt. Ich nehme die Motorabdeckung weg, um mehr kühlende Luft an den guten, alten Daimler zu lassen. Dann beginne ich zu rechnen und zeichne ein paar Kräftediagramme. Wenig später habe ich die Lösung. Nicht gegenan, sondern notfalls unter Verlust an Höhe über die Meerenge traversieren und dann versuchen nahe an Balis Ufer entlang im dort schwächeren Strom Nord gut zu machen. Ein erster zaghafter Versuch: ich gebe der Selbststeuerung 10° mehr nach steuerbord. Sofort ändert sich der tatsächlich gefahrene Kurs dramatisch, aber die Geschwindigkeit, mit der wir uns über Grund bewegen geht von null auf immerhin 2 Knoten hoch! Noch ein klein wenig mehr und wir ziehen uns langsam, aber schließlich erfolgreich aus der Affäre. Kurz vor der Passage nach Benoa Harbor, meinem Ziel, läßt die Strömung fast völlig nach. Das Wasser wird ruhig, die Sonne scheint. Und: in Benoa brummt sichtlich der Bär. Jet-Ski, geschleppte Gkleitschirme, unglaublich viele Ausflugsboote. Ich genehmige mir ein Bier und genieße den Trubel. Vorbei an Benoa geht es dann in eine etwas abgelegene Ecke zur Bali Marina. Ich habe Glück und kann wider Erwarten am äußeren Schwimmponton längsseits gehen. Den Einklarierungspapierkrieg lasse ich von der Bali-Marina machen. Weise investierte 60 Dollar, wie ich schnell merke. Und dann verhole ich mich erstmal in das luftige Clubrestaurant und mache erste Gehversuche mit der heimischen Küche. Und:

„Kennst Du mich noch?“

Niki steht plötzlich vor mir. Niki von der SKEDEMONGSKE In Ushuaia haben sich unsere Wege getrennt. Er und seine Familie werden morgen weiter ziehen. So ergibt es sich, daß ich noch heute abend bei Niki, Carol, Loick und Maite zum Essen eingeladen bin. Und was machen Belgier auch lieber, als in Gesellschaft gut und reichlich kochen, gut und reichlich essen und gut und reichlich Bier trinken.



Einige Tage später begeben mich nach Ubud, einem ehemals kleinen Dorf, das durch den Zuzug einiger ausländischer Künstler zum heutigen kulturellen Zentrum Balis geworden ist. Um mehr von der Insel zu sehen, habe ich mir einen Fahrer besorgt, der mich in einer Tagesfahrt mit vielen Zwischenstationen zum Ziel bringt. Die Normale Fahrzeit beträgt vielleicht eineinhalb Stunden. Erster Eindruck: Balis Orte gleichen teilweise einem endlosen, ineinander übergehenden Straßendorf. Häuser reihen sich an Häuser, Dazwischen ein Tempel neben dem anderen.





Viele Dörfer sind durch handwerk geprägt, meist ein und derselben Art. So gibt es Döfer, in denen Steinmetzarbeiten gemacht werden, Dörfer der Holzschnitzer, Batik-Dörfer, Maler-Dörfer usw. usw. Wir besuchen Tempel am Straßenrand genauso wie zwei „musts“, Tempel, die für die hiesigen Hindi eine ganz besondere Bedeutung haben. Natürlich sind wir nicht die einzigen Besucher. Ganze Busladungen Touristen werden herangekarrt, in Sarongs mit Schärpe gekleidet und dann in die Tempel gelassen. Vor den Tempel große Handwerker- und Souvenirmärkte mit herrlichen Szenen. Eine japanische Touristin, die geradezu panisch zu ihrem Reisebus flüchtet, verfolgt von Verkäufern mit ihrer Ware. Oder ein deutscher Tourist, dem gegen sein erklärtes Nein eine schnell geschälte Fingerbanane in den Mund gezwungen wird. Sehr lecker, aber er kauft trotzdem nicht (na, er war das wohl?). In den Tempeln geht es dann entspannt zu. Fast überall sind die Menschen mit vorbereitungen für Tempelfeste beschäftigt. Die Statuen, Figuren, Schreine und Pavillons werden geschmückt. Bambus wird gespalten und in feinste Streifen zerspant, um dann zu großen Körben oder kleinen Schälchen verflochten zu werden. In unglaublichen Mengen entsteht kunstvolles und farbiges

Reisgebäck. Es scheint, daß ich genau zur richtigen Zeit auf Bali gelandet bin.

Außerhalb des Dunstkreises des Inselsüdens und der Inselhauptstadt Denpasar kommt endlich auch Landschaft zum Vorschein. Erste Reisfelder tauchen auf. Es wird bergiger und die Reisterrassen schmaler, organischer in der Form, und sie kleben immer verwegener an den Hängen. Bei jedem stop, um die Aussicht zu genießen werde ich sofort von Einheimischen umringt, die mir irgend etwas verkaufen wollen. Schnitzarbeit, Postkarten, Obst ...

Irgendwann, nach vielen Stationen, erreichen wir Ubud. Die mir von anderen Britta und Michael (SY VERA) empfohlene Unterkunft ist gut und hat auch ein Zimmer frei. Und ich bekomme es auch noch zu einem besonders guten Preis, ohne daß ich verhandelt hätte. Das enthebt mich weiterer Suche und ich kann mich ein bißchen in der Stadt umschaun. Noch weiß ich gar nicht, wie ich mein Programm gestalten soll, ob ich eine oder zwei Nächte bleibe, wie ich die traditionellen Tänze besuchen kann usw. usw. Doch da höre ich schon die fremdartigen, doch lockenden Klänge eines Gamelan-Orchesters. Ich folge den Tönen und gelange zum Pura Desa, einem der drei Haupttempel Ubuds. Auf dem Tempelgelände wird eifrig gespielt und ich schaue als Zaungast zu. Natürlich hätte ich auch rein gekonnt, aber dazu braucht es wieder den obligatorischen Sarong, den Hüftschal und eine Kopfbedeckung, und ich sterbe jetzt schon vor Hitze. In einer Vortragspause vernehme ich aus der Nähe ein anderes Orchester. Es zieht mich weiter. Und nur wenige Schritte entfernt, unter dem Dach eines Festpavillons spielt eine Gamelan-Orchester auf, das mit einer Ausnahme nur aus Frauen besteht. Ihre Musik ist lebhafter, rhythmischer und melodischer und reißt nach kurzer Zeit das heimische Publikum zu Begeisterungstürmen hin. Alle Touristen atmen auf, denn nun wissen sie, auch sie dürfen ungehemmt applaudieren. Doch damit nicht genug, plötzlich treten aus den Torbögen hinter der Bühne Tänzerinnen ins Bühnenlicht. Und so komme ich auch gleich in den Genuß einer Legong-Vorführung. Und das auf sichtlich hohem Niveau. Die Beweglichkeit der Tänzerinnen ist erstaunlich, aber am meisten beeindruckt mich das unbeschreibbare Spiel der Augen, groß, schwarz, und bei aller Lebhaftigkeit auch in der





Lage, den Zuschauer minutenlang zu fixieren, egal was der Rest des Körpers gerade macht. Und nicht minder eindrucksvoll die absolut maskenhafte Starre der Mimik, die Teil einiger Tänze ist. Als ich anderthalb Stunden später auch noch ein ausgezeichnetes Sushi-Restaurant entdeckte bin ich wieder überzeugt, daß es nicht nur Murphys Law und ähnliche Gesetze gibt, sondern auch das universelle Alles-wird-gut-Prinzip.

Und weil es mir in Ubud sehr gut gefällt, bleibe ich sogar drei Nächte. Trotz der Touristenscharen. Ich streife durch die Stadt und beobachte, wie auch hier die Vorbereitungen für den Höhepunkt des Tempelfestes für den Pura Desa auf Hochtouren laufen. In traditionellen Gewänden strömen den ganzen Tag über die Frauen zum Tempel, eine jede eine gewaltige Opfergabe aus Früchten, Gemüse und auch Brathähnchen auf dem Kopf, die an den verschiedenen Schreine aufgereiht werden. Dort erhalten sie priesterlichen Segen und können später wieder mitgenommen und zu Hause verspeist werden. Ein Gamelan-Orchester hämmert wie verrückt auf seine Instrumente ein, und neben dem Tempel findet später Tanz und traditionelles Schauspiel statt. Man hat extra eine Straße gesperrt, auf der die Bühne errichtet wurde. Die ganze Veranstaltung dauert bis in den

frühen Morgen und endet angeblich mit einer symbolischen Leichenverbrennung. Aber so lange halte ich nicht durch und verdrücke mich zu angemessener Zeit, denn ...

Am nächsten Tag unternehme ich gemeinsam mit ein paar anderen Leuten eine Radtour durch die Umgebung. Wir streifen durch die Dörfer, besuchen auch einen typischen, dörflichen Hof, erfahren ein wenig vom Leben der Landbevölkerung. Eingeschlossen die zwar verbotene, aber kaum zu stoppenden Sitte der Hahnenkämpfe, deren Ursprung in einem religiösen Blutopfer zu suchen ist. Aber wie oft, so sind auch hier die religiösen Aspekte in den Hintergrund getreten und Hahnkampf ist vor allem eine Art Glücksspiel, bei dem auf die Sieger gewettet wird. Wir haben Gelegenheit, Luwak-Kaffee zu probieren, der nach dem Schauspieler John Cleese (Monthly Python und „Q“ in James Bond) einen Geschmack habe, „erdig, modrig, mild, sirup-gleich, gehaltvoll und mit Untertönen von Dschungel und Schokolade“. Nun ja. Geheimnis seiner Entstehung ist eine besonders „natürliche“ Nassfermentation. Die Kaffeebohnen finden nicht nur menschliche Liebhaber, sondern auch tierische. So den Luwak, eine Schleichtatze, die in ganz Süd- und Südostasien beheimatet ist. Diese Waldbewohner sind vorwiegend nachtaktiv. Sie fressen reichliche Mischkost, auch die Früchte der Kaffeepflanze. Sie verdauen nur die rote, weiche Hülle der Kaffeekirsche und scheiden die Bohne weitgehend unverdaut wieder aus. Sie fressen oft so viel davon, dass sie die Bohnen fast ohne Begleitprodukte wieder von sich geben. Diese „Häufchen“ werden gesammelt, gewaschen (gut zu wissen) und leicht geröstet. Im Darm der Luwaks werden die Kaffeekirschen praktisch einer Nassfermentation unterzogen, welche diesem jenen „unvergleichlichen“ Geschmack verleihen.



Nach wenigen Tagen und nur etwas durch eine Darminfektion verzögert starte ich dann wieder durch. Das frühere Borneo, heute Kalimantan genannt, ist mein Ziel. Die Überfahrt wird vor allem durch unendliche Fischerscharen gewürzt, die die nächtliche Segelei zu einer spannenden Angelegenheit machen. Dennoch habe ich Glück, denn andere Segler haben auf der Strecke Gegenwind oder Flaute, ich kann problemlos bis zum Kumai River segeln. Dort gelingt es mir, die flache und schwierige Flusspassage noch am Tage der Ankunft hinter mich zu bringen und im allerletzten

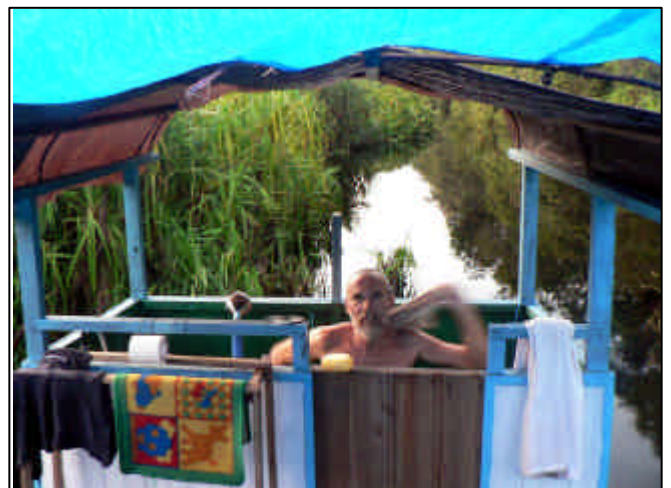




Büchsenlicht fällt der Anker vor dem Ort Kumai, direkt hinter den beiden deutschen Yachten MULINE und YAGOONA. Noch am gleichen Abend sitzen wir zusammen und beschließen, gemeinsam auf Orang-Utan-Tour zu gehen.

Schon einige Minuten vor der Zeit hält eins der kleinen Flussboote auf JUST DO IT zu. Ich werde abgeholt und der Boat-boy, der JUST DO IT während meiner Abwesenheit bewachen wird, richtet sich an Bord ein. Es geht weiter zu MULINE und YAGOONA und eine halbe Stunde später pötern wir lautstark in einen Seitenarm des *Kumai River*. Die Ufer sind geprägt von gewaltigen Wasserpalmen. Ihre Blätter ragen von der Wasseroberfläche aus bis zu acht Metern in die Höhe, ihre Fruchtstände erreichen Durchmesser von annähernd einem halben Meter. Später gesellen sich andere Arten dazu und lösen die Palmen allmählich ab. Vereinzelt begegnen uns Fischer, schalldämpferlose Longboats, die einen Höllenlärm verursachen und andere Ausflugsboote, ähnlich dem unsrigen. Die Flussfahrt mit dem gemächlich vor sich hintaktenden Boot erweckt in uns die Phantasie einer Reise zu kolonialer Zeit und die Bilder von Kathrin Hepburn und Humphrey Bogart an Bord der *AFRICAN QUEEN* werden gegenwärtig. Bei uns geht es allerdings deutlich feudaler zu: denn wir werden verwöhnt und umhert. Noch gar nicht lange unterwegs, reicht Assad, unser Guide, das Mittagessen aus dem Niedergang. Geradezu eine Sensation und de Beschwörung unserer Vorstellungen eines Zeitsprungs in eine vergangene Welt. Gurken-Frühlingszwiebel-Salat mit Shrimps, Mangold-Brechbohngemüse mit gebratenem Tofu, in Teig gebackene Stückchen vom Hühnerfilet und Melone als Nachttisch. Svenja äußert mit einem wohligen Seufzer irgendetwas von drei Tage auf dem Klopott sitzen müssen. Ich bin ziemlich irritiert, bis mir aufgeht, dass ich was falsch verstanden habe. Sie sagte Klotok. Und Klotok ist die Bezeichnung für den Bootstyp, auf dem wir uns gerade befinden.

Nach einem Fehlalarm wegen eines vermeintlichen Krokodils sichten wir doch tatsächlich einen ersten Orang Utan, kurz darauf ganze Schulen der lebhaften



Langschwanz-Makaken. Und geradezu sensationell, wir entdecken Dutch Monkeys. Weiße gelten bei den Indonesiern und nicht nur dort als Langnasen, und da die Holländer einst die dominierenden Weißen waren, ist es nur logisch diese Primaten wegen ihrer auffallenden Nasen als Holländer-Affen zu charakterisieren. Die Nase der Männchen ist durch einen echt beweglichen Hautsack verlängert. Beim Sprung durch die Baumkronen fliegt die Nase sichtlich auf und nieder, und so manches Männchen mit besonders großer Nase muß dieselbe erst einmal beiseite schieben, bevor es sich eine Banane zwischen die Zähne schieben kann. An einem Polizeiposten biegen wir ab und dringen in den Tanjung Puting Nationalpark ein.



Das bislang schlammige, rötlich braun gefärbte Flußwasser wird dunkelbraun, aber weitaus transparenter. Der Wasserlauf ist eng und gelegentlich erschweren abgebrochene Äste und Kronenteile die Weiterfahrt. Eine dicke Wolkendecke verbirgt die Sonne und macht unsere Fahrt zusammen mit dem Fahrtwind eher angenehm. Auch einzelne Schauer können der guten, entspannten Stimmung keinen Abbruch tun. Einzelne Falter kommen zu Besuch, Kingfisher, Verwandte unsere Eisvogel, fliegen auf. Wir halten schließlich am Camp Leakey. Mit Regenjacken ausgerüstet geht es los. Ein langer, aufgeständerter Weg führt durch den Ufersumpf zum Camp. Hier



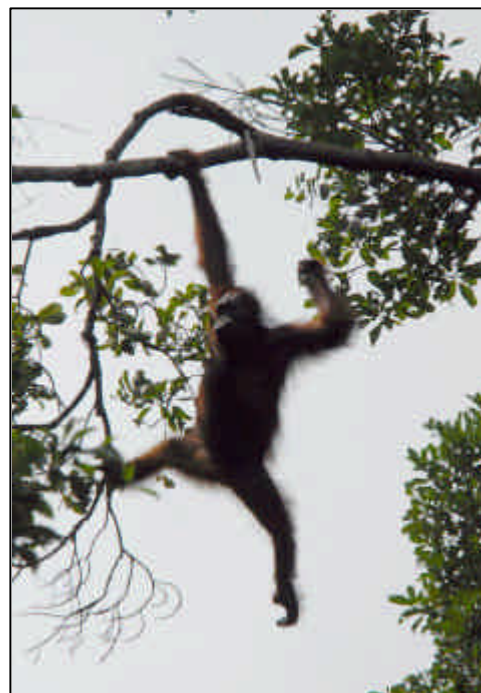
begegnen wir dem dominanten Herren alle hier lebenden Orang-Utans, Tom. Super-Tom wäre wohl eine angemessenere Bezeichnung. Ein mächtiger Bursche, mit sicher an die 90 kg Lebendgewicht, gewaltig ausgebildeten Ohrwülsten und einem nicht minder mächtigen Brustlappen. Der Körper von einer zotteligen, roten Haarpracht umhüllt, die das Tier noch mächtiger erscheinen läßt. Er bewegt sich recht langsam, aber nicht nur. Sobald Super-Toms Weg auch nur halbwegs in unsere Richtung führt, weichen wir ohne jedes Zögern respektvoll zurück. Nachdem wir diese Begegnung ohne Verluste an Hab und Gut, Leib und Leben hinter uns gebracht haben, geht es weiter zur

Fütterungsstation. Es sind viele Tiere gekommen und wir können in aller Ruhe dem Treiben auf dem Futterdeck und ringsherum zuschauen. Eins neu ankommendes Weibchen ist schlechter Laune und recht aggressiv. Die anderen Orang-Utans erkennen dies auf große Entfernung und achten darauf, diesem Tier nicht zu nahe zu kommen. Andere sind da viel sanftmütiger, und die schüchterne Francis zeigt zwar alle Anzeichen des sich-Zierens, aber sie ist doch deutlich an Stefan interessiert. Schließlich sitzen die beiden Seite an Seite auf einer Bank, zwar unter Wahrung eines sittsamen Anstandsabstandes, aber die verstohlenen Blicke lassen mehr verheißen.

Von Camp Leakey geht es mit Kaffee und gebackenen Bananen weiter flussaufwärts. Wir begegnen erneut Dutch Monkeys, diesmal weiblichen Tieren. Der Ort unseres Nachtlagers liegt mitten in der Wildnis. Erste Helden begeben sich zur erfrischenden Dusche in den Badeverschlag am Heck des Bootes. Das Duschwasser wird mittels eines kleinen Generators aus dem Fluß gepumpt. Nach einem opulenten Dinner mit eisgekühltem Weißwein wird noch lange bei Rum-Cola on the rocks erzählt. Ich sage ja, wir werden verwöhnt. Sogar Eis gibt es an Bord. Schließlich baut unsere Mannschaft ein Matratzenlager auf dem Oberdeck und pro Paar und für mich alleine gibt es darüber jeweils ein großes Moskitonetz. Für nächtliche Kurzweil sorgen mehrere Schauer. Natürlich tropft es durch die einfache „Baumarktplanen“, die die Schlafstätten von Martina, Stefan und mir schützen sollen.



Am Vormittag steht eine Dschungelwanderung an. Eine streckenweise recht anspruchsvolle Wegstrecke für den Wanderer. Leider erzählt unser zusätzlicher Führer fast nichts zu dem, was wir so sehen. Und das, wo wir ihn auch extra entlohnen müssen. Der heutige Fütterungstermin fällt wegen des schlechten Wetters aus. Die Orang-Utans würden nicht kommen. Das mag stimmen, denn Orang-Utans sind angeblich die einzigen Primaten, die sich vor Regen schützen, in dem sie sich bei Bedarf ein einfaches Blätterdach zurecht zupfen. Vielleicht mögen sie kein Wasser von oben. Mit dem Abrupfen von Ästen und Zweigen für ihre Nester und den Regenschutz sind sie auch nicht zimperlich und sie verwüsten den Wald ganz schön. Nach einem recht ereignislosen Tag kehren wir zum Kaffee zurück an Bord. Auch heute wieder Gespräche bis in die Nacht, heute mit weniger Alkohol. Immerhin probieren wir den heimischen Wein. Der ist hochprozentig, dickflüssig und schmeckt nach einer Mischung aus Wein, Portwein und Lebkuchen. Die Einheimischen trinken ihn mit Cola und Eis, was ich mir ganz gut vorstellen kann. Das Zirpen der Grillen, einige Vögel und ein lautstarkes Froschkonzert sind die Begleitmusik

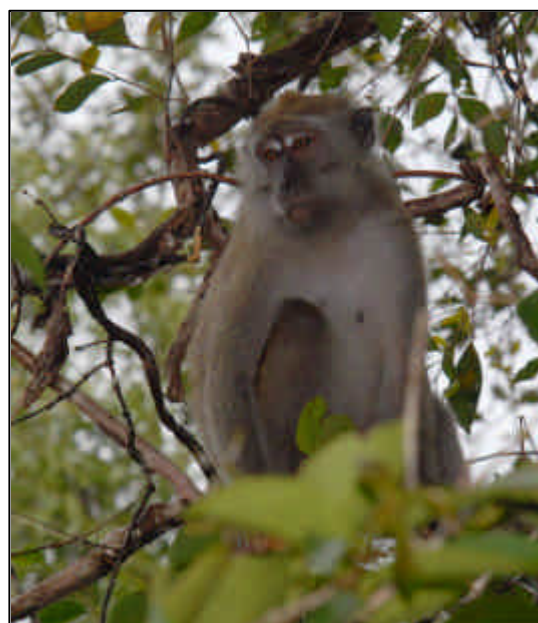


des Abends. Kaum in den Betten, regnet es in Strömen,

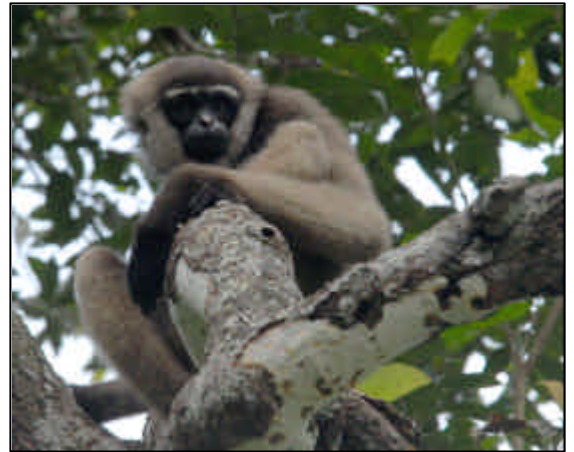
unterbrochen von heftigen Schauern, dann wieder Regen. Böen bauschen Planen und Moskitozelte, es gewittert. Und natürlich beginnt es durchzusuppen. Es tropft auf die rechte Schulter. Ich wandere nach links. Es tropft auf die Füße, ich ziehe die Beine an. Es tropft ins Gesicht, ich versuche eine Embryonalstellung. Schließlich vollführe ich eine 180°-Wende. Erschütterungen des Decks zeugen davon, dass es im Nachbarzelt ähnliche Turnübungen gibt. Kontrolle meiner Utensilien und beschränkte Neuorganisation. Verzweifelte Ansätze, Schlafpositionen und den Schlaf als solchen zu finden. Dann ein lauter Krach, Wasser spritzt durch die Maschen des Moskitotuches. Eine der Latten, die die Baumarktplane halten ist gebrochen. Wir erkennen unbestreitbaren Verbesserungsbedarf. Wie alle Nächte zuvor, auch diese hat irgendwann ein Ende, und mit der Morgendämmerung hört der Regen auf. Und Assad ruft aus dem trockenen Unterdeck kriechend zum Wecken. Wie sonnig. Steif und verdrossen krieche nicht nur ich aus meiner feuchten Schlafstatt.

Draußen beginnen zaghafte Versuche der Tierwelt, den neuen, noch grauen Tag zu begrüßen. Zur Entschädigung für die erlittene Unbill erhalten wir mit dem Frühstück das bislang beste Rührei, angereichert mit Paprika, Knoblauch, Frühlingzwiebeln und Tomaten. Ein uneingeschränktes Lob dem Koch der Tour. Prädikat: Best cook on the river“.

Wir brechen auf, um ein ganzes Stück flussabwärts eine andere Fütterungsstelle zu besuchen. Ein Nashorn-Vogel flattert über den Fluß, und im Ufergrün entdecken wir einen anderen, prächtig gefärbten Vogel, den wir leider nicht identifizieren können. Heute sind wir nicht unter uns, drei andere Ausflugsboote liegen bereits am Anleger der Station. Nach einem 10 Minuten-Fußmarsch erreichen wir den Ort des Geschehens. Nur ein zwar schon kräftiges, aber eindeutig noch junges Männchen zeigt sich auf der Fütterungsplattform. Umso zahlreicher sind die beobachtenden Primaten (Homo sapiens). Die Parkranger versuchen mit



kunstvollen Rufen weitere Orang-Utans anzulocken. Und nach einiger Zeit haben sie Erfolg. Es kommen mehrere Weibchen, teils mit Nachwuchs, die sich allerdings nicht zur Plattform trauen. Sie müssen geduldig warten, bis der vom Männchen gehaltene Platz frei wird. Und Orang-Utans sind ausgesprochen gemütliche Esser. Oder sie müssen versuchen, sich heimlich aus den verbliebenen Vorräten der Ranger zu bedienen. Das versucht recht erfolgreich eine 25-jährige Mutter mit Nachwuchs, der zeitweise einfach unter den Arm geklemmt wird. Die Orang-Utans zeigen beeindruckende Kletterkünste in allen Etagen des Waldes. Immer wieder erstaunt, mit welcher Sicherheit sie abschätzen können, wie sich ein schlanker Baum zur Seite biegen oder wie sich eine Liane bewegen wird. Gegen Ende der Fütterung tauchen zwei vorwitzige Hörnchen auf und stibitzen ihren Anteil. Und



Martina entdeckt den Anflug eines Flughunds. Gut dass sie ihn gesehen hat, denn er krallt sich mit seinem braunscheckigen äußeren Fell geradezu perfekt getarnt an einen Stamm in unserer unmittelbaren Nähe. Im Fernglas lässt sich der vergleichsweise kleine Kopf mit spitzer Schnauze, ausgeprägten Ohrmuscheln und großen Augen gut erkennen. Einer der Ranger bewirft ihn mit einem Stock und rüttelt am Stamm, worauf der Flughund nach oben klettert und nach einer Gedenkpause von dort abfliegt. Zwischen Kopf, Gliedmaßen und dem kurzen Schwanz hat er eine dünne Haut aufgespannt, die ihm das Aussehen eines bräunlichen, durchscheinenden Kinderdrachens geben. Er kann nicht wirklich aktiv fliegen, sondern gleitet unter Ausnutzung der Kletterhöhe niedrigeren Zielen zu. Wir entdecken ihn wenig später fast unsichtbar an einem Stamm, etwa 60 m von uns entfernt.

Nach einem weiteren Zwischenstop in einem Dorf geht es wieder zurück zu unseren Booten. Trotz der regennassen Nächte sind wir alle sehr zufrieden mit diesem Ausflug, der Betreuung durch unsere Crew und dem Erlebten und begießen dessen Ende standesgemäß mit Bier und Wein.

Es grüßen Euch JUST DO IT und Singelhans Martin

Natürlich gab es noch viel mehr, Seeschlangen, dumme Gesichter, eine Hochzeit in Kumai, beispielsweise, aber ich muß ja ein bisschen auswählen. Wer mehr von diesem Abschnitt der Reise sehen will, wird sie mit den üblichen, nicht kalkulierbaren Verzögerungen demnächst oder auch später im Tagebuch- und Bilder-Teil auf unserer Webseite finden: [www.sy-justdoit.de](http://www.sy-justdoit.de). Mehr Affenbilder gibt es auch auf den Seiten unseres gesamten „Reiseteams“: [www.yagoona.de](http://www.yagoona.de) und [www.sy-muline.de](http://www.sy-muline.de)

**Zu den Bildern in ihrer Reihenfolge:**

Pause vor Rennel Island – Skippy, mein kleiner Freund – Immer Aufwand: das Setzen des Blisters – zeitlose Tage – morgendliche Danksagung im Tempel – göttliche Liebe – Gamelan-Orchester im Tempel – Legong-Tanz, hier ein Prinz – trotz schwerer Lasten, Zeit für einen Plausch muß sein – in den Reisterrassen – Klotok bei JUST DO IT – Kaffee auf dem Oberdeck – Duschen auf dem Fluß – Super-Tom – Francis und Stefan machen sich schöne Augen – echter Hänger – Mama mit Kind – Langschwanz-Makake – Gibbon – Flughund – Tempelwächter

